

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

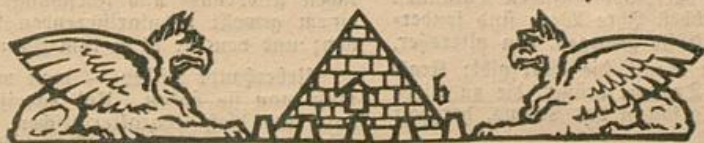
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933**

31.12.1933 (No. 53)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. Nr. 53



31. Dezbr. 1933

## Adolf v. Grolman / Blick auf Buch und Bild

Wie war es eigentlich? im Kriege nämlich, damals zwischen 1914 und 1918; auf des Menschen Erlebensfähigkeit und auf sein Gedächtnis sind seither so viele Ereignisse zugelommen, es hat sich so viel ereignet, daß sich jene 4½ Jahre mit ihrem ungeheuren Vielerlei allzu leicht zusammengedrängen, und unter der Sammelbezeichnung „Krieg“ allzu verwischt werden; freilich, — jene, die Angehörige verloren, jene, die kämpfen standen, jene, die seelisch mitleiden — alle diese wissen genau und kennen die Orte und die Daten, welche ihnen unauflöslich und unverwundbar sind; aber die andern, ganz besonders die Jüngeren, welche damals noch nicht voll miterleben konnten?, und da es auf diese mehr und mehr ankommt, so sucht man nach einem Werke, darin in knapper, tendenzfreier, aber klar deutsch-bewußter Art und Weise zusammengestellt sei, wie „es kam, und wie es sich vollzog; natürlich will man weder Tabellen, noch allgemeine, daher nicht leicht übersichtliche Darstellungen, sondern man sucht nach etwas, das innerlich genügend lebendig sei, um das Ganze der damaligen Zeit wieder vor die Augen zu stellen, das aber genügend gründlich und methodisch sei, um nicht von neuem zu verwirren: denn je klarer Gedanken und Gefühle sind, um so wirklicher werden sie; und da ist die Feindzahl, von deren damaligen Verlaubarungen man auch gerne etwas hören möchte, um zu verstehen, wie damals Greuelpropaganda getrieben wurde, und wie sie wirkte. Kurzum — es fehlte bisher ein Buch, in dem man lesen könne, und dieses Buch ist jetzt erschienen in dem „Buch vom Kriege, deutsche und ausländische amtliche und menschliche Urkunden 1914—1918“ (Verlag Wilh. Rangewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München), zusammengestellt von Benno Schneider und Ulrich Haacke — und „den Kameraden“ gewidmet: ein meisterliches Werk, das jeder Deutsche ohne Ausnahme mit Erschütterung und reichem inneren Gewinn lesen wird, und an dem vor allem die junge Mannschaft mehr als an vielem andern sich bilden und reifen kann: denn aus einem ganz ungeheuerlich großen Material an Dokumenten aller Art, dazu aus mehr als 200 deutschen und 60 fremdländischen, meist noch unverdeutschten Büchern, sind da Stellen und größere Auszüge gesammelt, und nach den Kriegsjahren übersichtlich geordnet worden, eine Riesearbeit von langjähriger Dauer. Sie ist geeignet, dem schwindenden Gedächtnis nachzuhelfen: wie war es eigentlich? Man blättert mit Erstaunen, man lieft sich fest, da oder dort, beginnt nochmals planmäßig, springt erregt durch die Jahre, und vergrübelt sich an der oder jener Stelle; da ist im Bericht eines französischen Soldaten das erste Gefecht (S. 48), da ist, damit die Heiterkeit nicht zu kurz komme, eine türkische Meldung (S. 172). „Heute nachmittag warf ein französisches Minenschiff einige Granaten auf Taifur. Durch Allahs Güte wurde kein größeres Unglück angerichtet. Nur 5 Ochsen und 2 Mann wurden verletzt. Aber alle diese waren Christen.“ Über das ernsteste Gegenstück, wenn (S. 239) kurz vor der Sommerhochzeit ein bei Souville gefallener Kriegsfreiwilliger schreibt: „Gott hat es schwerer, als ich. Ich habe es nur zu tragen. Gott hat es zu rechtfertigen.“ Immer wieder, immer wieder dieses „es“, das Ungeheuer des Krieges, und diesen lernt man nun in Sein und Folgen kennen, durch fast 500 Seiten hindurch, auf denen alles samt Verzeich-

nissen und Index so klar angeordnet ist, daß man sich leicht zurechtfindet. Da schreibt wiederholt der Kriegsfreiwillige Adolf Hitler (z. B. S. 249); da heißt es aber auch (S. 277) im Tagebuch des Generals Hoffmann über Ludendorff und den Kaiser im November 1916: „Ganze Umgebung ist entsetzt, daß Ludendorff S. M. alles so darstellt und sagt, wie es wirklich ist und nichts beschönigt.“ Preussische Generale, die das tun, die das feststellen mußten! Es kommen die Zeiten der Kohlrübenwinter und der Mängel in der Heimat, nichts wird verschwiegen, die Geldtaten draußen nicht, und die Räte drinnen ebenso wenig; es fehlt nicht (S. 335) die ergreifende Stelle in Richard Dehmels Tagebuch: „Mehr Vertrauen, als unser folgloses Volk seinen Nachhabern entgegenbrachte, kann sich keine Regierung wünschen. Aber die unsrige hat es von Jahr zu Jahr immer gründlicher untergraben, teils durch eigene Mißgriffe, teils durch Uebergriffe, die sie verantwortungslos dem Hintertürrückzug durchgehen ließ.“ Man lieft (S. 362) Wilsons 14 Punkte, man lieft, was Clemenceau sagte: „Die Boches beklagen sich, daß wir gegen sie Schwarze geschickt haben; aber es gibt nicht einen Boche, nicht einen Doktor von den Universitäten Berlin oder München, der an Schönheit und Bedeutung dem ersten besten Senelagneger gleichkäme...“ — das ist so die Tonart, und zuletzt lieft man auch die Meldung des Leutnants Desgranges, der die französische Propaganda in Deutschland leitete, und Mitglied des deutschen Revolutionskomitees war (vom 10. November 1918): „die deutsche Revolution ist zu dem von uns festgesetzten Zeitpunkt ausgebrochen.“ — Dies lieft man, und noch viel mehr, denn diese großartige Auswahl aus Dokumenten ist nicht defaitistisch, sondern sie ist voller Mut und Willen, und voller Unbeugbarkeit, und daher ist 1918 nicht ihr Schluß, sondern der 1. Mai 1933! Und das ist gut so, genau so, wie das ganze Buch gut ist.

Viele Leute, die nicht recht wissen, was deutsche Literaturwissenschaft eigentlich sei und die sich nicht erklären können, was mit ihr etwa bezweckt werde, finden eine recht ansprechende Antwort in Friedrich v. d. Hegen's „Volkstum und Dichtung“ (Diederichs, Jena); das Buch kommt im rechten Augenblick, denn gerade eben ist „Volkstum“ Modewort geworden und es wird vieles darüber gedruckt, das besser unterbliebe, und noch mehr wird darüber geschwätzt, das ebenfalls besser ungesagt bliebe: denn man muß sich sehr gut in diesen Dingen des Volkstumes auskennen, bevor man mitreden kann, und der beste Willen, ist er nicht gründlich vorher unterrichtet, hört dann, wenn er sich über Dinge äußert, die ihm sach- und verstandesmäßig nicht ganz klar sind; denn mit Gefühlen ist hier, wie überall, noch lange nichts getan. Das Buch v. d. Hegen's ist im Sinne der Forschung ganz gewiß nicht ideal, es kann dies auch nicht sein, und es verschweigt seinen Versuchcharakter durchaus nicht; aber diese „Studien zum Ursprung und zum Leben der Dichtung“ haben Substanz und sind so einfach und so lebenswürdig vorgetragen, daß sie gerade für den Nichtwissenschaftler besonders erfreulich sind. Sage, Märchen, Schwank, Heldendichtung, Zauberspruch, Rätsel, Volkslied, ... das sind ungefähr die Stationen, und v. d. Hegen weiß da viel Leben hinzubringen; seiner lebenswürdigen Art, die nachdenklich, ohne zu grabeln, und die Mitteilungen macht, ohne in kalte Be-

griffsgelehrtheit zu versallen, verstand es, aus dem Großen der deutschen Dichtung zur Sache und zur Person Grundfähliches mitzuteilen; besonders auch zur Person des Dichters; eben sind viele geneigt, vor lauter Massenfreude und Gemeinsamkeitsgefühl des Menschen zu vergessen, ohne den das Ganze sich nicht ereignen könnte, des Dichters im Menschen, und seines besondern Schicksales; v. d. Lehen tut sehr wohl daran, deutlich auf die Erkenntnisse der einsamen Künstlerpersönlichkeit hinzuwirken: „das wird oft vernachlässigt, besonders in einer Zeit, die gerne die Bedeutung der Persönlichkeit unterschätzt oder überstiegt und vor dem Halbgott des Kollektivismus Götzendienst treibt.“ Als Ganzes gesehen, ist v. d. Lehens Buch ein kluger, vielseitiger und verstehbarer Versuch, den Zugang zu den Dichtungsarten und -formen ebenso zu bahnen, wie jenen zu den künstlerischen Persönlichkeiten, und zwar nicht vom Ästhetischen her, sondern vom Volksgangen her, dessen Arbeitsschritt und mystisches Gestalten die Ausgangspunkte für beides schuf.

Der Lage und Form des Bodens nach wachsen die Völker und, vom Boden elementar bedingt, ihre Art, ihre Kulturen, ihre Krisen, Kriege, Aufstiege und Untergänge.

In der Landschaft sind Volk und Kunst verbunden und gebunden: wer ein Volk will recht verstehen, muß in seine Landschaft gehn.

Die Kunst folgt ihren eigenen Gesetzen: wenn man den Wandervogel auf dem Blichleiter der Kirche erwartet, sieht er vielleicht auf dem Fabrikamin und bezaubert mit seinem Gesang die Weberinnen! Die Muse ist eine launische Göttin; sie wählt wen sie will, nicht wie ihr befohlen wird. Das Volkliche, das Klassische, das Stammesmäßige wirkt stärker auf sie als das Staatliche. Sie hängt nicht von der Wirtschaft ab, nicht von der Herrschaft oder Knechtschaft. Die klassische Dichtung der Deutschen blühte in den Jahren der Napoleonischen Thronnei. Ohne diese kein Kleist, ohne den kein Hebbel. Ihre Wege sind sonderbar und wunderbar. Dem edlen Troß ist sie gewogen, von altersher.

Vollhafte, mannhafte Kunst für alle; Kunst, die Mut gibt; Kraft in großer Geste, die zur Tat, nicht zum Traume drängt, die zu Liebe und Krieg, diesen elementaren polaren Tatsachen des Lebens, herzhafte Ja! sagen kann.

Auf diesem Wege ahnen und sehen wir den Kommenden und seine Kameraden gehen, wie jenen sternartigen Berner, von dem die Pariser Gazetten schrieben: Wir schätzen und verstehen diese germanische Kunst nicht!

Dieser Künftige wird durchschauende Augen und durchgreifende Hände haben: der gelbe Lurch wird ihn nicht mehr blenden und hemmen.

Der Künftige wird von allen lernen, wie der Generalfeldherr, wie der Wissenschaftler, der Arzt, der Forscher! „German in Rom“ ist die immer wiederkehrende Zwangslage des siegführenden Deutschen! Der Künftige wird alle kennen, jedem lauschen, aber keinem gehorchen oder gleichen. Denn daran erkennt man die Echten, daß sie sagen: „Den ich liebe, ahme ich nicht nach!“

Die deutsche Umwälzung von 1933 schöpft aus den gleichen bodentiefen Quellen wie die Kunst: nicht der platte Verstand, sondern ein tiefes, am Unbewußten genährtes Lebensgefühl, bewegt Führer und Volk.

Der erste und wichtigste Künstler der Nation ist der Mann der Staatskunst, der Kanzler, der Führer. Er gibt auch der bildenden Kunst aus seinem Willen mächtige Impulse; an ihr ist es, diese zu gestalten!

Was aber an Ungeheuerlichem und Dämonischem im Volke brin steden kann, das können wenige in Deutschland so gut packen und gestalten wie Hans Wähli; dieser kommt aus dem Böhmerwald, dort ist er zu Hause und er bekam es fertig, den Kobold des Böhmerwaldes, den Stülzel, aus den dort umgehenden Sagen und geheimen Erinnerungen zu erkennen und das Erkannte aufzuschreiben. Es ist Dämonie, die hier Gestalt annimmt, der Stülzel ist kein Gespenst und kein Rubezahl, er ist ein Stück Natur mit aller Unnatur dabei, und er gehört zu Gott und dem Teufel; das Büchlein vom Stülzel, das vor einigen Jahren in der „deutschen Volkheit“ bei Diederichs, Jena, erschien, ist Wählis bestes; aber auch sein neuer Roman, „der Teufel wilbert“ (Staatsmann, Leipzig) ist großartig in seiner Art: denn hier hat es Wähli fertiggebracht, in vergangene Jahrhunderte, in die Zeit nach der Gegenreformation, ins Gebiet von Passau zurückzuführen, abseits in die geheimnisvollen Schlüchte des Böhmerwaldes, und dazu noch in eine verwilderte Dorfgemeinschaft, in der alle bösen Geister losgelassen sind; es ist ein wahrer Höllensputz, der dort sein Wesen treibt, und die Menschen haufen mitten drinnen, Unerlöste, Gequälte, Süchtige, Schwärmer, Mörder, Besessene, Teufelsche. Da heult und klagt es, bei Tag in Dämpfen, bei Nacht in Brünst, alle Bande sind gelodert und alle Ordnungen sind ins Gegenteil verquert: denn der Teufel geht um, es ist der alte Jägeratan, aber das Unheimliche bei ihm ist, daß er so gar keine Widerstände zu finden scheint: denn die bischöfliche Mißwirtschaft ließ den ganzen Distrikt derart verwildern, — und nun unternimmt es Wähli, den Kampf der inneren Läuterung des bischöflichen Herrn in Parallele zu stellen mit der Mühe, das beinahe verlorene Dorf wieder zu säubern und den Rest der Menschen wieder zu Zucht und Klarheit zurückzubringen. Es ist der alte Kampf der Licht- und Finsternismächte, und Wähli zeigt nun, wie die Mächte beider in jedem Volkstum und in den absonderlichsten Formen, darin es sich zeigt und auswirkt, vorhanden sind, — und er läßt die Mühen des Bischofs an sich selbst und an den Dorfbewohnern siegen; allmählich wird der ganze vergeisterte Bezirk wieder frei und die Dämonen der Finsternis wenden sich; der Bischof überwindet seine Jagdleidenschaft, und die Dörfler überwinden ihre anderen Leidenschaften, und der wilde Teufel ist

wieder einmal der Betrogene. Der Roman ist sehr gut geschrieben, wenngleich an einigen Stellen die Verzahnungen hätten besser sein sollen, jene, wo der Bereich des Dorfes und jener des Bischofs einander sich nähern; aber Wähli kann, wenn das Kobold- und nachmachende zu Worte kommt, sich nur schwer Gewalt antun. So erreicht der Roman nicht im entferntesten die künstlerische Reife jener Erzählung größter Künstlerkraft, die unter dem Titel „der Bischof und der wilde Mann“ von Georg Müntz in dem Geschichtenkreis „die unechten Kinder Adams“ vor langen Jahren (Inselverlag) in echter Schönheit thront, und die Wähli vermutlich als Modell gedient hat. Wie dem auch sei: der Degenfessel eines allen Dämonen ausgelieferten Walddorfes, das Schönen aller Kreatur nach Erlösung (Nömer 8), und die Erlösung schließlich erheben auch Wählis Roman zu beträchtlicher Höhe, um so mehr, als an volkstümlichen Dingen ein verschwenderischer Reichtum in dem Buche zur Geltung kommt. Der ganze Sagen- und Mythentkreis aber, der Wähli beschäftigt, ist halbslavisch; daher das Bedingungslose, das wie rasend Dahinstürmende dabei. Auch seine Auffassung des Teufels und des Dämonischen kann nur ganz aus slavischer Einstellung her verstanden und gewürdigt werden.

Es ist gut, solches zu bemerken, denn das so schwierige Problem des Klassischen und des Stammesmäßigen dabei kann nur dann gedecklich gefördert werden, wenn Klarheit und strenge Unterscheidung bei Wort und Bild dabei nie zuriüdtreten. In dieser Hinsicht läßt das Buch von Paul Jauner, „die Stämme im neuen Reich“ (Diederichs, Jena) doch manche berechtigte Wünsche offen; man wird es nicht ohne Kritik lesen dürfen; das gilt auch für die diesem Buch beigegebenen Bilder. Gewiß ist die Volks- und Stammeskunde als exakte Wissenschaft noch in härtestem Kampf um ihre Methode und ihre wissenschaftlichen Ausdrucksmittel; das aber sollte gerade bei einem gewollt popularisierenden Buch zu größter Behutsamkeit mahnen; und von ihr ist in dem Jaunerischen Buch recht wenig zu finden.

Ueberhaupt Bilder — man muß sie auswählen können! und erst muß man sie haben. Und das ist sehr schwer. Denn mit der Abbildung des bloß Charakteristischen ist es noch lange nicht getan. Das wäre nur eine Art von Impressionismus, die ganz gewiß nicht zu empfehlen ist. Reinrassige Gesichter und Körper sind seltener, als man denken sollte. Das gilt auch für die bildende Kunst früherer Jahrhunderte, aus welcher man sehr wohl sich Anschauungsmaterial zur Rassen- und Stammeskunde auswählen möchte. Da sind die Portraits von Dürer, die so ganz anderen etwa von den Cranachs, von den Holbeins, von Baldung, auch das Portrait des Rainzer Kardinals Albrecht von Brandenburg von Grünewald, um nur ganz Weniges zu nennen; aber den reinsten Ausdruck der alemannischen Frau fand Martin Schongauer in seiner Colmarer Madonna im Rosenhag, und nicht etwa Grünewald mit seiner Madonna im Jfenheimer Altar. Und wie groß konnte im Holzschnitt Portrait sich geben, bis zu den Meisterholzschnittportraits durch Ernst Würtenberger! Es ist eine heille Frage, die Verwendung der Photographie, die gar nicht so trenn ist, wie viele glauben, und die sehr wenig urkundlichen Beweismert in sich trägt, gerade weil sie leicht und so momentan aufzunehmen ist, deshalb also auch mit dem Augenblick widerlegt und überholt ist. Dies muß man recht genau bedenken, wenn man Bilderbücher anschaut, an denen heutzutage kein Mangel ist.

Gut ausgewählt sind die beiden neuesten Bändchen der bekannten Reihe „der eiserne Hammer“, welche der Verlag der blauen Bücher, Langewiesche in Königstein (Saunus) jüngst herausgebracht hat, und in dem Sinne von verhältnismäßig ausgezeichnet: denn was für den sehr niedrigen Preis angefaßt der großen Kosten, welche solche Photosammlungen verursachen — dann im Klischee geboten wird, verdient alles Lob. Man hat sehr gründlich ausgewählt, und aus einem großen Material von Platten. Dadurch konnte man der Gefahr, photographischen Alltagsfliegen zu begegnen, erfolgreich begegnen. Und das ist sehr wichtig, gerade bei den Themen, welche die beiden Bändchen sich gestellt haben. Das eine enthält Naturaufnahmen aus der Lüneburger Heide, und versteht es, das eigenartig Farbige dieses Landstriches auch in schwarz-weiß festzuhalten. Und das ist bei diesen Motiven recht schwer. Wer kennt die Ebene? Die meisten Menschen streben dem Gebirge zu und fühlen sich durch den Kontur der Berge mehr angesprochen, freuen sich des Auf und Ab, steigen auf und nieder, und streben, den Wolken auf den Gipfeln näher zu sein. Die Ebene aber, um die sich schon Ruysdael, Rembrandt und Hobbema samt den Niederländer Kleinmeistern ebenso mühten, wie viele deutsche Romantiker, David Casper, Friedrich und Runge voran, — die Ebene im Bild festzuhalten, ja, ist bildhaft zu erleben, ist durchaus nicht jedermann vom Schicksal zugemessen. Dazu kommt, daß bei diesem Bändchen die „Heide“ gemeint ist, also nur ein kleiner, wenn auch besonders charakteristischer Teil der norddeutschen Tiefebene. Wer die Heide kennt, weiß, daß die Welt dort etwas anders ist. In der Heide taucht noch gewissermaßen das Meer, das einst dort war, und verstohlen singt im Winde der Meeresstille jener eigentümliche Flugsand, und was die Höfe, die verzwickten Wege, die Wacholderbüsche, die Wässer und Baumgruppen anlangt, so muß man sie verstehen in ihrer Ebenenmelancholie und in ihrer etwas trübseligen, zerzausten Verlassenheit. Die Lüneburger Heide hat in Europa nur wenig stammungsmäßige Gegenstücke von solcher landschaftlichen Geschlossenheit, etwa das zarte Beauceland südlich Paris, die (heute kaum mehr erkennbaren) Reste der Campagna vor Rom und den Tosiere südlich Foggia, dem apulischen Bari zu. Nicht, als ob sich diese Distrikte „ähnlich“ sähen, so einfach liegen die Dinge nicht; sondern jedesmal handelt es sich um sehr geschlossenen Landschaftscharakter ebenmäßigen Sinnes, um Stammesbezirke in einem viel höheren Sinne.

als wie man das gemeinhin annimmt. Die Lüneburger Heide gehört zur Nordsee wie der Tavoliere zur südlichen Adria; damit ist sehr viel gesagt. Was nun das Bändchen des „eisernen Hammers“ anlangt, so sind die Landschaftsaufnahmen aus der Heide im Sommer und Winter, aus Wasser und Trockenheit gut. Damit aber hätte man sich begnügen sollen, die Innenaufnahmen aus den Heidehäusern stören, ebenso die Bilder von Gebrauchsgegenständen. Landschaftsbilder brauchen keine derartigen Verstärkungen; Bäume, Gräser, Steine... das vielleicht hätte man noch mehr bringen können, und damit die Ebene allein ihr Lied singen lassen.

Das andere Bändchen „Drei Kaiserdome“ (Mainz, Worms, Speyer), birgt auch große Schönheiten. Es ist besonders schwer, romanische Architekturen zu photographieren; bei gotischen Bauten ist das einfacher, denn die meist übermäßig charakteristischen Beleuchtungen, welche die Gotik an ihrem Stein herborzurufen nur allzu eifrig ist, unterstützen den Momentcharakter der Photographie und passen auch logisch zum Judentum der Gotik überhaupt, Eindruckskunst, wie sie an sich im letzten ist. Die Unruhe der gotischen Gesamtstruktur nun fehlt bei aller Romanik, und damit beginnen die Schwierigkeiten für den Photographen: denn beim romanischen Bau kommt es auf die Massen selbst an, nicht aber auf die Masseneffekte. Was in dem Bändchen geleistet ist, verdient alles Lob, besonders angesichts des niederen Preises. Auch ist der Gedanke gut, die drei Kaiserdome zusammenzubringen; denn zwischen ihnen webt mancherlei architektonische Verbundenheit, und sie stehen hart

an der Schlußgrenze des Oberrheines, gehören fast schon zum Mittelrhein; allerdings am Oberrhein selbst wäre noch viel Romanisches zu photographieren, das sich selbst neben Worms sehen lassen kann, ja, es an Sicherheit und Gefährlichkeit der haultichen Absicht übertrifft, Teile aus der Reichenau, St. Fides in Schlettstadt, die Fassade von Marsmünster bei Zabern, die Abtei Schwarzach bei Bühl u. a. m. — in dessen ist das Bändchen hocherfreulich, ebenso wie die Kunst, welche der Photograph Paul Wolff ausübt.

In beiden Bändchen sieht man ebenso wie an den Illustrationen des Zaunertischen Buches, was die Photographie leisten kann, und was nicht! Dies gilt auch für die neue Mode der sog. Flugaufnahmen, bei denen der Photographie — je weniger es danach auszuschaun scheint — ihre Grenzen gesetzt wurden: denn dabei handelt es sich um einen ganz plumpen Trick, um eine Widerlegung der Landkarte, zu der der Flugaufnahme die Maße und die Zuverlässigkeit fehlen muß; im übrigen eine reizvolle, aber nur blendende Spielerei; da im gleichen Verlag Langewiesche ein Band mit Flugaufnahmen herausgekommen ist, sei dies ausdrücklich erwähnt. Denn es ist ein von Menschen nicht zu veränderndes Gesetz des Lebens, daß gerade die allmächtig scheinende Technik die engsten Grenzen hat, je mehr sie sich dagegen sträubt. Das gilt es bei der „Illustration“ stets zu bedenken, denn die Illustration ist eine unausweichliche Teilaufnahme der allgemeinen Volkserziehung, und darf daher mit einer mehr oder weniger geblendeten „Nonchalance“ verzeichnet werden.

## Otto Michaeli / Die Liebesmär von Barbarossa und Schön Gela

### I.

Herr Friedrich Rotbart lobesam,  
Der Hohenstaufen edler Sproß,  
Er zu Reich und Kronen kam,  
Hielt haus auf seiner Väter Schloß  
Tief in der reichen Wetterau;  
Das schönste war's im ganzen Gau.  
Mit seinen zweiundzwanzig Jahren  
War er des Weltlaufs unerfahren.  
Bei Jagd, Gesang und Waffentlang  
Dünkt' niemals ihm ein Tag zu lang.  
Das Spiel der Minne war ihm fremd.  
Ihn freut nur Schwert und Panzerhemd.

### II.

Bis unversehens auch ihm der Schein  
Der Schönheit schien ins Herz hinein,  
Da hold im Mai auf Waldespfad  
Der Jungfrau'n reinste vor ihn trat,  
Schön Gela, seines Burgmanns Kind.  
Der Junker blidt ihr nach und sinnt.  
Was alles er bisher begehrt,  
Verliert an Wesen und an Wert.  
Von Morgenrot bis Mitternacht  
Hat er der Schönsten nur gedacht.  
Heiß flammt der Junirosen Pracht  
Im Burggärtlein am Felsenhang,  
Doch Kühle herrscht im Bogengang,  
Der schmalbesenstert, festbetürt,  
Vom Burghof zur Kapelle führt.  
Ein Zufall war's, der dort geschah,  
Daß Friedrich Gela wieder sah,  
Von ihrer Schönheit übermannt,  
Ergriff er flehend ihre Hand:  
„Nicht länger, Gela, birgt's mein Mund.  
Ich liebe dich von Herzensgrund.“  
Blut überzieht der Jungfrau Wangen,  
Sie steht verwirrt und schambefangen.  
Sie schließt die holden Augen zu.  
„O zürne nicht, mein Engel du!“  
Ruft Friedrich, küßt die weiße Hand.  
Er neigte sich und ging und schwand.

### III.

Seit dieser Stunde Schlag verrann,  
Mied Gela den geliebten Mann.  
Sein Sinn ward trüb, sein Wandel scheu,  
Den Freunden ist sein Wesen neu.

Sie fühlen, daß er wirr und wund,  
Doch keiner kennt den wahren Grund.  
Schön Gela weiß allein Bescheid,  
Doch still im Busen birgt's die Maid.

### IV.

Es rauscht ein Wäldlein an der King.  
Da ging bei Birken und bei Buchen  
Einst Gela abends Kräuter suchen  
Und traf auf ihrer Träume Prinz,  
Der ehrerbiet'gen Gruß ihr bot.  
Und wieder ward die Jungfrau rot.  
Eng war und schmal des Pfades Raum,  
So daß mit ihres Kleides Saum  
Den Jüngling Gela sacht berührte,  
Davon er solche Wonne spürte,  
Da er als wie auf Wolken ging,  
Daß Nacht die Augen ihm umfing.  
Er stöhnt ihm ist's ein Rausch und Traum.  
Er taumelt gegen einen Baum.  
Schön Gela, tief beseligt, fühlt,  
Wie Liebe in zwei Herzen wühlt.  
Ihr Jagen und ihr Schweigen schwand.  
Sie gab dem Liebsten ihre Hand:  
„Ein Stündlein morgen, eh's wird helle,  
Findt ihr mich in der Burgkapelle.“

### V.

Wer, tief gebeugt von Pein und Kummer,  
Kein Auge schließt zu kurzem Schlummer,  
Dem schleicht der Stunden träger Gang  
Verheerend hin wie Höllenzwang.  
Doch wem kein Schlaf aufs Auge sinkt,  
Weil seinem Flehn Erhörung winkt,  
Dem dünkt der Tag ein golden Vlies,  
Die Nacht ein himmlisch Paradies,  
Dem bau'n die Stunden schlummerlos  
Die Brücke zu der Liebsten Schoß. —  
Der Hohenstaufe wacht und wacht,  
Drum geht er schon um Mitternacht  
Vorbei an Grab und Leichenstein  
Zu der Kapelle Frieden ein.  
Der erste Hahnenschrei erklingt.  
Horch! Gelas Tritte, leicht beschwingt.  
Auf's Wäldlein vor dem ew'gen Licht  
Biegt sie ihn sanft zu sich und spricht:  
„Ihr liebt mich, und ich hehl' euch nicht,  
Daß liebend euch mein Herz umflieht,  
Kann ich auch nie die Cure sein.“

## Die Pyramide

Denn aus der Herzogsstöchter Reih'n  
Müht ihr euch einst die Hausfrau wählen,  
Dürft nie auf mich als Gattin zählen." —  
Der Herzog wehrt. Er wünscht das Wort.  
Sie schließt den Mund ihm und fährt fort:

„Ich wünsche außer Eurer Minne  
Mir nichts im Tag- und Sternenlicht.  
Sie füllt mir Seele, Herz und Sinne,  
Doch euch, mein Fürst, genügt dies nicht.  
Euch braucht die Zeit, euch ruht die Welt,  
Euch ziemt kein Gärtlein sanftbeglückt;  
Ich ahne schon, wie, teurer Held,  
Ein Kronreif euch die Stirne schmückt.  
Hört mich! Wir sind an heil'ger Stätte.  
Vor Gottes Augen ist kein Hehl.  
Und wo ich je gesündigt hätte,  
So siehst Maria meinen Fehl.  
Ich will dich seh'n an jedem Tage  
Um diese Zeit, an diesem Ort,  
Nur nie vor Zeugen, denn die Sage  
Vom Lieben treibt die Liebe fort.  
Doch soll ich lieben, mußt du's leiden,  
Daß unsre Liebe bleibe rein,  
Denn muß ich einst vom Leben scheiden,  
So will ich rein geschieden sein.“

### VI.

Der Jüngling schaut sie staunend an  
Und lauscht und schweigt und wird zum Mann.  
Ihm scheint sie wie ein himmlisch Wesen,  
Zum Heil der Erde auserlesen.  
Ihm denkt, daß neuen Lebens Weis'  
Heut über ihn ergossen sei.  
Sein Anspruch all auf Glanz und Thron  
Erscheint ihm eitel Tand und Hohn.  
Er wünscht sich würdelos und frei,  
Er wünscht sich, daß er Bauer sei  
Und nach des Tages Müß' und Last  
Bei Gelas Leibe finde Raht.  
Doch sanft liebtost von Gelas Hand,  
Hat er beherrscht sich und ermannet.

### VII.

Sie träumten täglich trauten Traum  
In der Kapelle Dämmerraum.  
Still lag der Fürst in sel'ger Lust  
An Gelas Wang', an Gelas Brust,  
Doch wie stieg unreine Begier  
In seinem Innern auf zu ihr,  
Der allerschönsten, reinen Bier.  
Mild lächelt Maria nieder  
Auf jugendschöne, keusche Glieder  
Und brachte Schutz und Schirmung dar  
Dem innigen, dem treuen Paar,  
Als sei sie froh, daß wieder frei  
Von Sinnesgier die Erde sei. —  
Sah Friedrich in die Augen blau  
Der heißgeliebten, süßen Frau,  
So standen ihm die Himmel offen.  
Sah er das weiche goldne Haar  
Um Scheitel, Hals und Schultern fließen  
War ihm, als wolle warm und klar  
Sich Sonne über ihn ergießen,  
Und Himmelsbläue, Sonnenschein,  
Die hielten ihm die Seele rein.  
Sie bot ihm nur den roten Mund,  
Der macht' ihm all ihr Lieben kund. —

### VIII.

Ein Jahr ging hin. Hal Gottes Horn —  
Der Kaiser Konrad stößt ins Horn.

Mit hellen Haufen, grimme entbraunt,  
Aus fährt er ins gelobte Land.  
Das Fräulein mahnt: „Zieht hin in Huldt  
Bezahlt der Ehre eure Schuld!“  
Ihr Trauter spricht: „So scheide ich,  
Doch unsre Lieb' ist ewiglich.“  
„Ja, ewig!“ seufzt sie voller Lust,  
Sinkt weinend an des Helden Brust.

### IX.

Durch Palästinas Höhn und Au'n  
Lobt Krieg und Brand mit Lärm und Grau'n.  
Der Staufer auch, der kühne Held,  
Hat manchen Muselman gefällt,  
In diesem Treffen, jener Schlacht  
Entscheidung und Entsatz gebracht.  
Manch schöner Saragener Stern  
Sah schmachtend nach dem schmutzen Herr'n,  
Doch fehlte jeder Pfeil den Flug,  
Weil Gela er im Herzen trug,  
So heiß und tief, so tief und heiß,  
Wie nur geheime Liebe weiß.  
Oft spotteten die Freunde sein  
Des Herzens hart wie Marmelstein  
Und neckten ihn mit Zupf und Rupp  
Und zwangen ihn zum Wechsellupf,  
Doch keiner sah den Herrn aus Schwaben  
Je trunken unterm Tisch begraben.  
Er höhnte sieben Humpen hohl,  
Trank heimlich stets auf Gelas Wohl.  
Und frank und frei aus Krieg und Graus  
Zog hoffend, froh der Held nach Haus.

### X.

Sanft plätschern hin wie einst die Wellen  
Der Ring, die munteren, die schnellen.  
Hoch ragt des Staufers stolzer Bau  
Im reichen Gau der Wetterau.  
Des Fürsten Vater ward begraben;  
Friedrich heißt Herzog jetzt von Schwaben.  
Zu Gela einzig zieht's ihn hin:  
„Sie für' ich mir zur Herzogin.“  
Doch Hoffnung stirbt, aus grau wird grau.  
Schön Gela wurde Klosterfrau.  
Ein Brief nur blieb von ihrer Hand,  
Darin ernst und trüb zu lesen stand:

„Du bist Herzog heute; so wähle dir, Friedrich, ein Weib!  
Ich war ein glückliches Jahr zur Seite dir, Leib an Leib.  
Dies reicht für mein übriges Leben. Unsre Lieb' ist ewig! Du bleib'  
Mein einzig geliebter Geselle! Ich bleib' dir Kind, Schwester und Weib.“

### XI.

Und Friedrichs Sinn erwog genau  
Den Heldensinn der liebsten Frau  
Und schwur, so heiß er sie begehrt,  
Zu bleiben ihres Opfers wert.  
Bereinsamt blieb sein Lebensgang,  
Und als des Volkes Wunsch ihn zwang,  
Zu küssen sich ein Ehgemahl,  
Traf er nur zögernd seine Wahl.  
Die Macht der Minne beugt' ihn nicht,  
Ihn band nur strenge Herrscherpflicht.  
Nie blied ihm erster Liebe Bild,  
So mondenanft, so sternemild.  
Und als der greise Held erkrankt,  
In Rahladnus' Flut versank,  
Sah er in lichten Himmelshöhn  
Die Liebste stehn, wie Engel schön.  
Er ging durch Nacht und Todespein  
In ihres Schökes Frieden ein.